

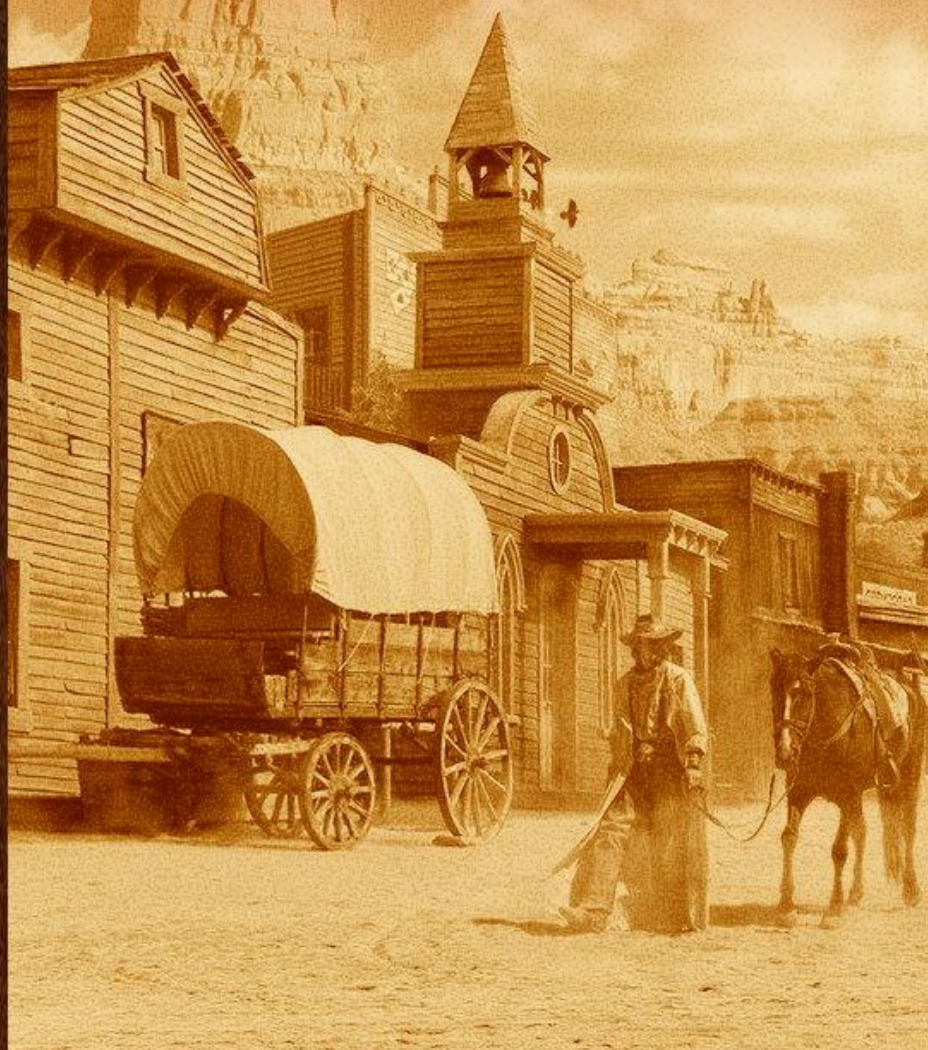


C. C. Slatterman

Marshal Crown

Band 26

Ein Revolver für die Rache



WESTERNSERIE



C. C. Slaterman

Marshal Crown

Ein Revolver für die Rache

Western

www.geisterspiegel.de

Cover © 2017 by Wolfgang Brandt

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2017 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: www.geisterspiegel.de

Ein Revolver für die Rache

Aus und vorbei!

Kalter Schweiß perlte auf seiner Stirn, als er in die kreisrunde Mündung des Revolvers starrte.

Es mutete ihn wie eine Ironie des Schicksals an, dass er ausgerechnet in einer Kirche am Ende seines Regenbogens angelangt war.

Das war's, dachte er noch, als die grellrote Mündungsflamme auf ihn zuraste.

Seine Augen wurden zu schmalen Schlitzern und seine Haltung versteifte sich in Erwartung der einschlagenden Kugel.

Aber nichts geschah.

Überhaupt nichts!

Kein brennender Schmerz, kein Blut, keine Dunkelheit, die ihn umgab, absolut nichts.

Stattdessen bemerkte er aus den Augenwinkeln heraus einen Schatten, der an ihm vorbei flog. Dann hörte er einen Schrei, der sich in das Krachen des Schusses mischte, und dann sah er mit geradezu entsetzlicher Deutlichkeit, wie sie von der Kugel, die eigentlich ihm gegolten hatte, in den Oberkörper getroffen wurde.

Er spürte förmlich den Einschlag in ihrer Brust, während er hilflos mit ansah, wie sie zusammenzuckte und schließlich langsam zu Boden sank.

Er sprang vor, versuchte sie noch auf die Füße zu zerren, aber vergeblich.

Seine Finger griffen bereits in eine klebrige Masse und eine eiskalte Hand legte sich um sein Herz, noch ehe er das viele Blut an seinen Händen sah.

Seine Lippen formten ihren Namen.

»Linda!«

Alle Verzweiflung und Wut dieser Welt lagen in diesem einen Wort.

*

»Mister Crown, alles okay oder was?«

Stille.

»Hallo, hallo!«

Mit einem ungehaltenen Brummen drehte sich Jim auf die Seite.

Es dauerte geraume Zeit, bis er registrierte, dass der Lärm, der ihn aufgeweckt hatte, nicht von den Hochzeitsgästen kam, die in wilder Hast aus der Kirche eilten, sondern dass er in einem Hotelzimmer lag, gegen dessen Tür jemand klopfte. Wobei die Bezeichnung *klopfen* untertrieben war, dem Lärm nach zu urteilen droch dieser jemand wie ein Verrückter mit der Faust gegen das Holz.

Da half selbst das Kopfkissen nicht, das er mittlerweile auf die Ohren presste.

»Was ist passiert? Um Gottes willen, so antworten Sie doch!«

Die Stimme wurde immer schriller.

»Ja, Mann«, knurrte Jim. »Alles in Ordnung, also hören Sie endlich mit der Klopferei auf. Ich liege nämlich im Bett und will schlafen.«

»Nichts ist in Ordnung. Hier hat doch jemand geschrien, ich habe es laut und deutlich gehört. Also machen Sie endlich die Tür auf, ich will sehen, ob tatsächlich alles okay ist. Sonst rufe ich den Sheriff.«

Fluchend wälzte sich Jim aus dem Bett und ging schlaf-

trunken zur Tür.

Als er sie öffnete, erkannte er draußen auf dem Flur den hageren Hotelclerk, bei dem er gestern Nachmittag ein Zimmer geordert hatte. Der Mann starrte ihn an, als sei er ein Gespenst. Ungehalten drehte sich Jim zur Seite und machte eine weit ausholende Handbewegung in das Zimmer hinein.

Der dürre Clerk beugte sich vor und warf einen misstrauischen Blick in den Raum.

»Und, jetzt zufrieden? Wie Sie sehen, ist hier nichts.«

Der Hotelangestellte zog angesichts des leeren Zimmers und der versteinerten Miene seines Gegenübers den Kopf zwischen die Schultern und wedelte abwehrend mit den Händen.

»Ja, ja, alles gut«, stammelte er entschuldigend. »Ich wollte Sie auch nicht stören, aber ich fühle mich eben für meine Gäste verantwortlich. Deshalb wollte mich nur vergewissern, ob tatsächlich alles in Ordnung ist.«

»Das haben Sie ja nun, also kann ich jetzt endlich weiter-schlafen?«, erwiderte Jim knapp.

Der Clerk nickte und hastete, ohne ein weiteres Wort über die Angelegenheit zu verlieren, wieder den Flur entlang nach unten zur Rezeption.

Crown starrte ihm noch einige Sekunden hinterher, verwünschte ihn in Gedanken in den dunkelsten Winkel der Hölle und drehte sich schließlich um. Nachdenklich ging er in sein Zimmer zurück. Dort, am Nachttisch angekommen, stützte er sich mit beiden Händen auf dem Möbelstück ab, starrte einen Moment lang in den darüber hängenden Spiegel und tauchte schließlich sein Gesicht in die Waschschiüssel.

Als er den Kopf wieder prustend hochnahm, griff er me-

chanisch nach dem Handtuch, das neben der Schüssel lag, und trocknete sich damit ab.

Verflucht, wirst du alt, dachte Crown, während er dabei sein Spiegelbild betrachtete.

Das Gesicht, das ihm entgegenstarrte, erinnerte ihn nur noch im Entferntesten an das jenes Mannes, der einmal der Town Marshal von Rath City gewesen war. Der jugendliche Elan, mit dem er einst durch die Straßen der Rinderstadt patrouillierte, war genauso verschwunden wie sein Lächeln. Stattdessen hatten sich tiefe Falten in sein Gesicht gegraben und das glänzende, fast blauschwarze Haar, das inzwischen an den Schläfen von eisgrauen Strähnen durchzogen war, wirkte stumpf und spröde. Er selber war hager wie ein hungriger Wolf im Winter und der einst so gütige Blick in seinen Augen kalt und emotionslos wie poliertes Glas.

Diese verdammten Träume, dachte Crown, *sie kommen immer wieder*.

Seit jenem schicksalhaften Tag in der Kirche von Rath City gab es kaum eine Nacht, die er durchgeschlafen hatte. Selbst jetzt, Wochen danach, verfolgte ihn Lindas Tod immer noch bis in den Schlaf. Wenn es ihm nicht bald gelang, die Gespenster der Vergangenheit zu besiegen, war er ein toter Mann. Der wenige Schlaf und die daraus resultierende Nervosität waren Gift für den neuen Job, den er im nächsten Monat annehmen wollte. Zudem kam noch hinzu, dass er sich immer öfter dabei ertappte, wie er zur Flasche griff, um diese Träume zu vergessen.

*

Das Kalenderblatt zeigte den letzten Tag im Oktober an, als

Crown nach Tascosa kam.

Schnee lag auf den braunen Hügeln des Landes und so mancher umliegende Fluss und Bach war bereits zugefroren. Die Luft war kalt und klar und der Wind, der von Norden kam, für die Jahreszeit ungewöhnlich frostig. Es hatte den Anschein, als ob der Winter einen ersten Versuch unternahm, das Land in seinen eisigen Würgegriff zu bekommen.

Vorsichtig lenkte Jim sein Pferd über den gefrorenen Boden der Main Street. Vor dem Mietstall stieg er ab und führte den Braunen auf das halb geöffnete Tor zu, wo ihm ein dürrer Stallbursche das Tier abnahm.

Nachdem sie einige Worte gewechselt hatten, drückte Jim dem Mann ein paar Münzen in die Hand und stampfte dann weiter über den Stepwalk, bis er vor einem der zahllosen Saloons stehen blieb.

Bevor er eintrat, huschten seine Blicke noch einmal wachsam umher.

Das hektische Viehgeschäft war seit Anfang des Monats zu Ende und würde erst wieder Mitte März beginnen. Deshalb waren an diesem Morgen die Straßen in der Rinderhauptstadt des Panhandels auch wie leer gefegt. Die meisten der Saloons, Tanzbuden und Spielhallen waren geschlossen und die Stadt wirkte dadurch irgendwie verlassen und trostlos.

Außer einem grauhaarigen Anzugträger, der mit schnellen Schritten auf die Eingangstür der Bank zueilte, und zwei älteren Frauen mit Einkaufskörben war niemand zu sehen.

Jim nickte zufrieden und ging in den Saloon.

Die Schwingarme der Tür pendelten hinter ihm hin und her, als er durch den einfach eingerichteten Gastraum schritt. Die Wärme des bullernden Kanonenofens, der in der Mitte des Saloons stand, trieb ihm den Schweiß auf die Stirn

und ließ ihn instinktiv die schwere Mackinaw-Jacke aufknöpfen.

An den Tischen saßen lediglich zwei ältere Männer, die ihm grüßend entgegennickten, und hinter der Theke stand ein glatzköpfiger Fettkloß, der gelangweilt ein Glas abtrocknete, das er soeben aus dem Spülbecken gezogen hatte. Von Hochbetrieb konnte keine Rede sein, aber das verwunderte Crown auch nicht, es war schließlich erst kurz vor zehn und draußen war es arschkalt.

Er erwiderte die Grüße der Männer mit einem knappen Kopfnicken und trat an den Tresen.

»Hallo Fremder«, sagte der Keeper, dessen gleichgültig wirkendes Gesicht sich beim Anblick des Neuankömmlings mit einem geschäftstüchtigen Lächeln überzog. »Was kann ich für Sie tun?«

»Ich hätte gerne etwas Warmes zu trinken und ein Zimmer, wenn Sie eines haben. Aber bitte ein sauberes, ich zahl auch gerne etwas mehr. Ich habe nämlich so langsam die Nase voll von den Wanzenbuden, die man mir ständig anbietet.«

Der Keeper nickte, langte hinter sich und stellte einen verbeulten Zinkbecher auf den Tresen.

»Kein Problem, ich kann mit beidem dienen. Mein Spezialkaffee taut selbst einen Eiszapfen auf und unsere Zimmer sind dank meiner Frau so sauber, dass Sie dort sogar vom Fußboden essen können.«

Crown musterte den Keeper mit einem skeptischen Blick.

Das Geschirrtuch, mit dem er bis gerade eben das Glas abgetrocknet hatte, strafte seine Worte jedenfalls Lügen.

»Da haben Sie aber Glück«, sagte der Salooner, während er den Becher bis zur Hälfte mit dampfenden Kaffee füllte,

Milch und Zucker hineingab und den Rest mit Whisky aufgoss.

»Normalerweise sind wir um diese Jahreszeit immer ausgebucht, aber wie es der Zufall will, ist gestern etwas frei geworden.«

So, so, dachte Crown und nickte freudlos.

Er nahm den Becher in beide Hände und wärmte sich die Finger daran.

»Ich komme aus Channing«, sagte er nach einer Weile. »Dort hat man mir gesagt, dass ich hier einen Mann namens Kane finden kann. Mike Kane, kennen Sie ihn?«

Die Augen seines glatzköpfigen Gegenübers verengten sich jäh.

»Nein«, sagte der Keeper schnell.

Zu schnell für Crowns Geschmack.

»Diesen Namen habe ich noch nie gehört.«

»Verstehe«, erwiderte Crown und zog einen Zehndollarschein aus seiner Tasche.

Der Salooner schob das Geld ein und holte unter der Theke einen Schlüssel hervor.

Einen Moment lang huschten seine Blicke nervös durch den Schankraum.

»Am besten, Sie gehen jetzt auf Ihr Zimmer. Es hat die Nummer vier, zweite Tür links, oben auf dem Gang. Ich werde solange sehen, was ich machen kann.«

»Bis wann erfahre ich dann etwas?«

»Heute Abend, schätze so gegen acht oder neun. Dann haben die ersten hier schon so viel intus, dass sie eher was ausplaudern. Wenn sie nüchtern sind, erfahre ich da gar nichts.«

Crown nickte, trank seinen Becher leer und ging dann

durch den Saloon die Treppe hoch, die zu den Zimmern hinaufführte.

Nummer vier entpuppte sich als eine schmale, spärlich möblierte Kammer, die aber überraschenderweise sehr sauber war. Der Mann hatte wirklich nicht zu viel versprochen.

Der Fußboden war erst vor Kurzem gefegt und nass gewischt worden. Das Bett war neu überzogen und das Wasser in der Keramikkanne, die zusammen mit der Waschschüssel auf dem Nachttisch stand, frisch und klar.

Außerdem war es hier drinnen angenehm warm.

Dass die restliche Einrichtung lediglich nur noch durch einen Stuhl komplettiert wurde, war ihm egal, mehr brauchte es auch nicht.

Als Platz zum Schlafen reichte die Kammer allemal.

Crown nahm den Waffengurt ab, nachdem er seinen Revolver unter das Kopfkissen gelegt hatte, zog Kleider und Stiefel aus und ließ sich einfach auf das Bett fallen.

Er hatte einen zehnstündigen Ritt hinter sich und in der warmen Kammer machten sich der fehlende Schlaf und der lange Aufenthalt in der Kälte rasch bemerkbar. Der süße, heiße Kaffee, der fast zur Hälfte aus Whisky bestanden hatte, tat ein Übriges dazu.

Er hatte den Kopf kaum zur Seite gedreht, als er eine Sekunde später auch schon eingeschlafen war.

Er wurde erst wieder wach, als es draußen bereits dunkel wurde. Der Lärm, der aus dem Schankraum zu ihm hoch drang, hatte ihn geweckt.

Crown streckte sich, gähnte und schwang seine Beine aus dem Bett.

Nachdem er mit dem Ankleiden fertig war, griff er nach seiner Jacke, die er, bevor er eingeschlafen war, über den

Stuhl gehängt hatte, und wollte das Zimmer verlassen.

Aber dazu kam es nicht mehr.

Weil er im Vorbeigehen nicht hinsah, wohin er griff, erwischte er die Jacke am falschen Ende und sein Marschalsstern, den er in die Innentasche gesteckt hatte, weil er es für besser hielt, wenn die Leute vorläufig noch nicht wussten, dass er ein Vertreter des Gesetzes war, fiel mit einem leisen Pling zu Boden und schlitterte unter das Bett.

Jim verschluckte einen Fluch, der wahrscheinlich sogar einem Maultiertreiber die Schamröte ins Gesicht getrieben hätte, ging auf die Knie und bückte sich.

Er ahnte nicht, dass ihm genau diese Bewegung das Leben retten sollte. Im selben Moment, in dem er den Stern unter dem Bett ertastet hatte und sich seine Finger um das wappenförmige Abzeichen legten, schien die kleine Kammer förmlich zu explodieren.

*

Die Tür flog auf und donnerte mit der Wucht einer Kanonenkugel an die dahinterliegende Wand.

Putz rieselte zu Boden.

Eine schreiende Gestalt erschien im Türrahmen, zwei Colts in den Händen.

Grellrote Mündungsfeuer blitzten an der Hüfte des Unbekannten auf. Der Kerl feuerte aus allen Rohren, aber seine Kugeln gingen trotz der Enge der Kammer alle fehl.

Fauchend zischten sie über das Bett hinweg und klatschten wirkungslos in die dahinterliegende Wand.

Crown, der sich inzwischen unter dem Bett hervorgewälzt hatte, jagte ohne zu überlegen sofort eine Kugel in den

dunklen Türrahmen. Doch der Schütze war schon längst abgetaucht. Das Trappeln seiner Schritte zeigte Jim auf, dass sein Ziel bereits wieder auf dem Weg nach draußen war.

Fluchend richtete er sich auf und hastete zum Fenster.

Obwohl die Straßen durch das fahle Licht der umliegenden Häuser nur spärlich ausgeleuchtet wurden, konnte er deutlich die Umrisse einer schmalen Gestalt erkennen, die wie ein Kastenteufel über die Main Street sprang.

Crown stieß einen zweiten, ungleich wilderen Fluch aus, zertrümmerte mit dem Lauf seines 45ers das Fenster und jagte dem Flüchtenden eine weitere Kugel hinterher.

Als der Unbekannte daraufhin zusammenzuckte und nach links in eine dunkle Seitengasse taumelte, wusste Crown, dass seine Kugel trotz der Dunkelheit ihr Ziel gefunden hatte.

»Na warte, du verdammter Bastard«, grunzte er und brach ungestüm durch die zerschossene Fensterscheibe seines Hotelzimmers.

Crown landete in einem Regen aus Glas auf der umlaufenden Veranda des zweiten Stocks, flankte mit einem Satz über das Geländer und sprang in die Tiefe.

Obwohl der Boden fast zwei Handbreit hoch mit Schnee bedeckt war, trieb ihm der Aufprall dennoch beinahe alle Luft aus den Lungen. Ein stechender Schmerz schoss durch seine Schulter, während er sich abrollte.

Mach jetzt bloß nicht schlapp, hämmerte sich Jim ein, indes er wieder auf die Beine kam.

Dann hetzte er los.

Er hatte gesehen, wie der Verfolgte mühsam um eine Häuserserecke gehumpelt war.

Crown wusste, dass sich dahinter eine schmale Gasse be-

fand, die direkt auf den Bahnhof zulief. Es war eine Angewohnheit von ihm, sich in jeder Stadt, in der er sich einquartierte, sich zunächst einmal umzusehen.

Das unübersichtliche Gelände war seit dem Ende der Viehsaison verlassen.

Leer stehende Eisenbahnwaggons, verwaiste Silos und ein Gewirr aus unbenutzten Lagerschuppen bildeten inmitten der umlaufenden Gleise Schutz vor unliebsamen Verfolgern.

Jim biss ob der schmerzenden Schulter die Zähne zusammen und rannte los.

Schon nach wenigen Augenblicken erkannte er vor sich in der Dunkelheit die Umrisse des Fliehenden.

»Bleib stehen, du Bastard!«, brüllte Crown.

Der Unbekannte lachte wild, wirbelte herum und feuerte aus der Hüfte heraus.

Seine Kugeln pflügten neben Crown tiefe Furchen in den schneebedeckten Boden. Jim war erfahren genug, um zu wissen, dass es bei diesen Lichtverhältnissen und der Entfernung nicht auf schnelles, sondern auf sicheres Schießen ankam. Ein übereilter Schuss brachte höchstens einen Zufallstreffer ein. Deshalb blieb er einfach stehen, zielte und zog erst dann den Abzug seines 45er Colts durch.

Der Mann warf die Arme in die Luft und fiel schreiend auf den Rücken.

Einen Moment später war Jim bei ihm und stieß seine Waffe mit einem Fußtritt zur Seite.

Unnötig, wie er gleich darauf erkannte.

Seine Kugel hatte nur zu gut getroffen.

Der Mann lag bereits im Sterben, als er neben ihm in die Knie ging.

»Warum?«, fragte Crown.

»Fahr zur Hölle«, zischte der Schwerverletzte, während ein konvulsives Zucken durch seinen Körper lief.

Erst jetzt erkannte Crown, wer da vor ihm lag.

Er hatte das Gesicht damals nur für die Dauer eines Herzschlags gesehen, aber das reichte. Er hatte keines der Gesichter vergessen, die ihm so viel Leid und Schmerz zugefügt hatten.

»Kane?«

»Yeah, du verfluchter Hund. Jetzt hast du auch mich erwischt«, fauchte Mike Kane und bäumte sich auf. »Aber freu dich nicht zu früh. Bisher hast du nur Glück gehabt, aber irgendwann kommt der Tag, an dem dich einer meiner Brüder abknallen wird wie einen tollen Hund.«

»Woher hast du gewusst, wo du mich finden kannst?«

Kane lachte gequält.

»Alles auf dieser Welt hat seinen Preis. Deine zehn Dollar waren nicht genug. Als ich Fuller das Doppelte geboten habe, hat der Keeper angefangen, wie ein Vogel zu singen. Ich ...«

Was Kane sonst noch sagen wollte, sollte für immer sein Geheimnis bleiben. Sein Kopf fiel jäh zur Seite und seine Gestalt erschlaffte.

Als Jim den dünnen Blutfaden sah, der aus seinem Mundwinkel lief, wusste er, dass dem Mann nicht mehr zu helfen war. Obwohl er soeben einen der Männer getötet hatte, die für Lindas Tod verantwortlich waren, fühlte er weder Triumph noch Genugtuung in sich, sondern nur eine endlose Leere und Bitterkeit.

Inzwischen wurden hinter ihm auf der Main Street Stimmen laut.

Männer fluchten, eine Frau kreischte und irgendjemand

schrie nach dem Sheriff.

Crown richtete sich auf und stampfte, zornig bis in die Stiefel hinein, in den Saloon zurück.

*

Bob Fuller stand hinter der Theke und ging seiner Lieblingsbeschäftigung nach.

Er polierte Gläser.

Als er Jim Crown in den Saloon kommen sah, wurde seine Miene starr.

»Na, du Fettsack, macht dir wohl Spaß, andere Leute in die Pfanne zu hauen?«

In dem kleinen Saloon wurde es augenblicklich totenstill.

Das Stimmengemurmel der wenigen Gäste erstarb und das Klirren der Gläser und Flaschen setzte unvermittelt aus. Fuller wurde weiß wie eine frisch gekalkte Wand und sah sich Hilfe suchend um.

»Ich ... ich weiß nicht, was Sie meinen, Mister.«

Crown war mit einem Satz an der Theke, beugte sich über den Tresen und packte den Keeper am Kragen seines verwachsenen Baumwollhemdes.

Dann zerrte er ihn derart ungestüm zu sich heran, dass Fuller das Glas, das er in der Hand hielt, fallen ließ.

Klirrend zerschellte es am Boden.

»Ach nein? Wer hat dann Kane den Tipp gegeben, wo ich zu finden bin?«

»Das ... das muss ein Missverständnis sein«, stotterte Fuller erschrocken.

»Du Ratte!«, knurrte Crown. »Eigentlich sollte ich dich in deinem Spülbecken ersäufen, so wie du es mit deinen Glä-

sern machst, aber ...«

»Lassen Sie den Mann los oder Sie können was erleben! Bob hat Ihnen nichts getan.«

Crown gab Fuller einen Stoß, der den fetten Keeper bis an das Regal hinter der Theke warf, und drehte sich langsam um. Die Flaschen, die dort in Reih und Glied nebeneinanderstanden, begannen zu klirren und wankten, bis schließlich eine von ihnen zu Boden fiel und zerbrach. Der Fuselgestank, der vom Boden aufstieg, war beinahe unerträglich.

Fuller wurde noch um eine Nuance bleicher, aber gleichzeitig war auch Hass in seinen Augen zu sehen.

Mörderischer Hass.

Aber das bemerkte Crown bereits nicht mehr. Seine ganze Aufmerksamkeit galt inzwischen dem Mann, der ihn angesprochen hatte.

Der Kerl war ein untersetzter, grobklotziger Bursche mit schwierigen Händen, niedriger Stirn und stupidem Gesichtsausdruck.

»Was mischen Sie sich hier ein? Sie wissen doch gar nicht, um was es geht!«, sagte Jim.

Der andere schnaubte.

Warnend hob er seinen Zeigefinger.

»Ich an deiner Stelle würde aufpassen mit dem, was ich sage. Für einen Fremden nimmst du dein Maul ziemlich voll.«

»Mag sein, aber für einen Dummkopf riskierst auch du eine ziemlich große Lippe!«

Der Mann brüllte und stapfte heran wie ein Büffel.

Seine Augen funkelten dunkel.

Crown lächelte kalt und wartete, bis der andere zuschlug. Dann trat er blitzschnell einen Schritt zur Seite. Die Rechte

des Mannes krachte mit voller Wucht gegen die Theke. Der Mann schrie und zog die Faust zurück. Crown ließ seinerseits die Rechte vorschnellen und traf den Mann mit dem Handballen mit solcher Wucht unter das Kinn, dass das Geräusch seiner zusammenklackenden Zähne bis in den hintersten Winkel des Saloons zu hören war.

Dann packte er den anderen mit beiden Händen am Kragen, zog ihn zu sich heran und rammte ihm sein Knie zwischen die Beine.

Der Mann jaulte schrill, presste beide Hände auf seinen Unterleib und sackte zu Boden.

Inzwischen waren an den Tischen einige Männer aufgestanden.

Sie musterten Crown zwar feindselig, aber sie rührten sich nicht.

Im Gegensatz zu Fuller.

Der Keeper kam wie ein Derwisch hinter seiner Theke hervor.

»Ha«, sagte Fuller triumphierend und fuchtelte mit seinem Zeigefinger wie mit einem Schwert vor Crown herum. »Jetzt hast du endgültig verschissen. Niemand schlägt unseren Deputy Sheriff grundlos zu Boden. Dafür wird man dich ins Jail stecken.«

Crown lachte kalt, zog seinen Stern aus der Jacke und heftete ihn sich für jedermann sichtbar an die Brust.

»Da bin ich aber mal gespannt. Wer von euch traurigen Figuren will es denn versuchen, einen US-Marshal hinter Gittern zu bringen! Du vielleicht?«

*

»Jetzt ist Mike auch tot!«

Der vierschrötige Mann mit dem riesigen, quadratischen Schädel verzog sein großporiges Gesicht zu einer Fratze aus purem Hass und spuckte aus dem Fenster der kleinen Weidehütte, in der er und die anderen seit zwei Tagen campierten.

Danach drehte sich der Mann – es war niemand anderes als William Kane – zu seinen Begleitern um und stemmte die Fäuste in die Hüften.

»Dieser verdammte Marshal, jetzt hat er bereits den dritten von uns auf dem Gewissen.«

»Wir hätten damals in der Kirche so lange auf ihn schießen sollen, bis ihm das Blei zu den Ohren rausgekommen wäre, und nicht gleich nach dem ersten Schuss abhauen«, sagte Bob Kane.

»Ich glaube kaum, dass wir so lange gelebt hätten«, wandte Frank Kane ein.

»Als dein Onkel statt des Marshals die Frau traf, fehlte nicht viel und die Leute hätten uns in der Luft zerrissen.«

»Blödsinn«, winkte Bob ab. »Mit diesen Pfeffersäcken wären wir leicht fertig geworden.«

»So wie mit den Greasern in Alamocitas? Wenn es um Frauen oder Kinder geht, werden selbst hasenfüßige Stadtbewohner zu reißenden Bestien.«

»Ach was«, erwiderte Bob. »Wenn es nach mir gegangen wäre, hätte ich vier oder fünf von diesen Mexikanern umgelegt und danach wäre Ruhe gewesen.«

»Und wenn es nach mir gegangen wäre, hätte ich dir nicht nur wie dein Onkel eine aufs Maul gegeben«, zischte Howard Kane, »sondern dir nach der Sache mit der jungen Mexikanerin die Eier abgeschnitten. Vielleicht wäre dann end-

lich Schluss mit deiner ständigen Herumvögelei gewesen, die uns eines Tages noch den Kopf kosten wird.«

Bob fluchte und machte einen Schritt auf seinen Cousin zu, während er ihm wütend mit der Faust drohte.

»Du Arschloch, du blödes! Pass bloß auf, dass *ich* dir nicht gleich was abschneide!«

»Ruhe jetzt!«, bellte William Kane. »Lasst uns lieber überlegen, wie wir uns diesen Crown vom Hals schaffen können. Ich habe keine Lust, demnächst den vierten aus unserer Familie zu begraben.«

»Dann sag deinem Sohn gefälligst, dass er sich überlegen soll, was er zu mir sagt. So etwas muss ich mir von niemandem bieten lassen, auch von ihm nicht!«

»Kinderficker«, zischte Howard verächtlich. »Die Mexikanerin hätte gut und gerne deine Tochter sein können.«

Der Schrei, mit dem sich Bob auf Howard stürzte, glich dem eines waidwund geschossenen Tieres. Bevor einer der anderen eingreifen konnte, flogen auch schon die Fäuste. Bob war kein Schwächling, aber gegen die riesenhafte Gestalt von Howard Kane, der seinem Vater nicht nur vom Gesicht her ähnelte, kam der schlaksig wirkende Bob nicht heran. Im Kampf mit den Fäusten war er seinem Cousin nicht gewachsen. Howard war nicht nur ein eiskalter Mörder, sondern auch ein Schläger der übelsten Sorte.

Als er mit Bob fertig war, blieb dieser auf dem Rücken liegen, unfähig, auch nur noch einen Finger zu erheben, und japste nach Luft wie ein Fisch auf dem Trockenen. Sein Gesicht war blutig und zerschlagen und seine Augen geschwollen.

»Jetzt ist es genug!«, sagte William und zerrte seinen Sohn von Bob weg. »Er hat zwar eine Abreibung verdient, aber du

musst ihn ja nicht gleich totschiagen. Schließlich seid ihr miteinander verwandt.«

Howard nickte und trat zurück. Er atmete schwer und schaute düster auf Bob hinab.

»Dafür wird er dich irgendwann töten«, sagte Frank Kane, der inzwischen neben seinem Sohn kniete und ihm mit dem Hemdärmel das Blut aus dem Gesicht wischte.

Howard lachte gallig.

»Er wird es vielleicht versuchen, aber mehr auch nicht.«

Bob sagte die ganze Zeit über kein Wort. Aber die Blicke, mit denen er seinen Cousin musterte, waren voller Hass.

Tom, Kanes jüngster Sohn, schüttelte den Kopf und ging zur Tür.

»Wo willst du hin?«, fragte sein Vater.

»Nach draußen«, erwiderte Tom fast patzig. »Die Luft hier drin ist mir zu dick.«

William Kane hob den Blick und schaute aus dem Fenster auf die Hügel, die sich vor der Hütte scheinbar endlos nach Südwesten zogen. Er spürte schon seit Langem, dass die einst so innigen Familienbande immer löchriger wurden. Er war schließlich nicht blind. Aber er hatte es noch nie so deutlich bemerkt wie in diesem Moment.

Auch sein Bruder schien etwas zu ahnen. Jedenfalls deutete er mit vorgerecktem Kinn auf die Tür und sagte: »Geh ihm nach und frag, was los ist. Irgendwie gefällt mir dein Jüngster nicht.«

»Das musst du mir nicht extra sagen, ich weiß selber, was ich tun muss«, knurrte das Familienoberhaupt der Kanes und bewegte sich in Richtung Ausgang.

Als er die Tür der kleinen Weidehütte hinter sich ins Schloss gezogen hatte, sah er seinen Sohn keinen Steinwurf

vom Camp entfernt auf einem Baumstumpf sitzen.

Obwohl der Wind ziemlich schneidend war und die Luft so kalt, dass sich beim Sprechen kleine weiße Wolken vor dem Mund bildeten, saß Tom nur im Hemd da und starrte stur nach Süden.

»Was ist los mit dir?«

»Nichts.«

»Komm schon, das kannst du vielleicht jemanden erzählen, der sich die Hose mit der Kneifzange anzieht, aber nicht mir. Ich bin schließlich dein Vater. Also raus mit der Sprache, wo drückt dich der Schuh?«

»Ich habe Angst«, sagte Tom stockend.

»Angst?«, echote William ungläubig. »Vor was?«

»Davor, dass wir alle diesen Winter nicht mehr überleben.«

William lachte schrill. Trotzdem konnte er seine Unsicherheit nicht verbergen.

»Wie kommst du jetzt darauf? Himmel, es müsste schon mit dem Teufel zugehen, wenn wir alle in diesem Jahr noch den Löffel abgeben.«

»Das hast du vor unserem letzten Coup auch gesagt«, behauptete Tom und seine Stimme klang jetzt düster und dunkel. »Inzwischen hat es nicht nur Billy erwischt, sondern auch Wilbur und Mike. Und was machen wir anderen? Wir gehen uns gegenseitig an die Kehle, so wie Howard und Bob gerade eben. Das war früher nicht so. Glaub mir, wir verlieren uns. Der Zusammenhalt, der uns früher so stark gemacht hat, verschwindet nach und nach. Und dann ist da noch dieser Crown. Seit du seine Frau erschossen hast, klebt er an unseren Stiefeln.«

»Keine Angst, sobald ich weiß, wo dieser Scheißkerl zu fin-

den ist, leg ich ihn um.«

»Das haben deine anderen Söhne auch schon gesagt.«

William Kane sagte nichts dazu.

Aber es war ihm deutlich anzusehen, wie sehr ihn das Ganze beschäftigte.

*

Die Sonne stand im Zenit, als Jim Crown sein Pferd etwa vier Meilen nordöstlich von Tascosa am Rand einer verschneiten Bodenwelle zum Stehen brachte und aus dem Sattel glitt. Er schlang die Zügel um den kahlen Stamm eines halb erfrorenen Wildpflaumenstrauchs, nahm einen Leinensack, in dem es blechern schepperte, vom Sattelhorn und ging dann langsam in die Bodenwelle hinunter. Dabei lockerte er ständig den langläufigen Army-Colt in seinem Halfter. Unten angelangt blieb er vor einem hüfthohen Felsbrocken stehen.

Crown nickte befriedigt.

Er öffnete den Sack und stellte fünf verbeulte Blechdosen auf den Stein. Trotz ihrer unterschiedlichen Größe und den andersfarbigen Etiketten hatten sie eines gemeinsam: Sie waren alle geöffnet und ihr Inhalt längst in den Bäuchen der Kundschaft von Sam Walton, dem Storekeeper von Tascosa, verschwunden. Walton hatte absolut nichts dagegen, dass er den Abfallberg hinter seinem Haus verkleinerte.

Jim richtete die Büchsen in einem gewissen Abstand nebeneinander aus und bewegte sich dann langsam rückwärts. Nach etwa acht oder neun Yards, der bei einem Revolverduell ungefähren Entfernung zwischen den Kontrahenten, blieb er stehen und nahm den Oberkörper leicht nach vorne.

Er versuchte flach zu atmen, während er die Augen zu schmalen Schlitzen zusammenkniff.

Seine Rechte schwebte einen Moment lang wie die Kralle eines Raubvogels über dem Walnussholzgriff seines 45ers.

Dann zog er.

Die Waffe flog hoch und krachte in rasender Folge fünf Mal hintereinander. Die Büchsen auf dem Felsblock wurden hochgewirbelt und wie von der Hand eines Riesen nach hinten gefegt.

Zufrieden stieß Crown die angehaltene Luft aus und wandte sich ab.

Er war wieder so schnell wie früher, er hatte nichts verlernt.

Das war nicht immer so.

Vor allem in den ersten Wochen nach Lindas Tod, als er ohne Schlaf, aber mit jeder Menge Whisky im Bauch auf der Spur der Kanes ziellos durch das Land geritten war.

Es hatte sich erst wieder gefangen, als er die Ernennungsurkunde zum US-Marshal in den Händen gehalten hatte und er damit wieder einen Job und ein Ziel bekam.

Jetzt waren seine ganzen Gedanken wieder auf Linda und die Kanes fixiert.

Ich finde sie, dachte Crown und hielt den Revolver wie ein Racheschwert in den Händen. Und dann werde ich dafür sorgen, dass sie den Tag, an dem sie geboren wurden, bis an das Ende ihres jämmerlichen Daseins verfluchen werden.

Crown sammelte die Dosen ein, stellte sie erneut auf den Felsblock und griff wieder zur Waffe. Das Ergebnis war das Gleiche wie vor wenigen Minuten. Crown wiederholte die Prozedur so oft, bis er fast keine Munition mehr hatte.

Er war gerade dabei, die Blechbüchsen, die inzwischen

schon alle ziemlich durchlöchert waren, ein letztes Mal auf dem Felsen zu drapieren, als Hufschlag aufkam. Crown, der den Reiter erkannte, steckte den Revolver weg und wartete geduldig, bis Sheriff Parker herangeritten war.

Der Gesetzeshüter zügelte sein Pferd und beugte sich im Sattel vor. Sein Gesicht war ernst und verkniffen.

»Guten Morgen, Sheriff, was treibt Sie denn um diese Zeit hier heraus?«

Obwohl Crown wusste, dass er Parker so sympathisch wie ein vereiterter Backenzahn war, zeigte er sich von seiner freundlichsten Seite. Wenn er an seine Zeit als Town Marshal von Rath City zurückdachte, konnte er ihn allerdings auch in gewisser Weise verstehen. Jim wusste nicht, wie er reagiert hätte, wenn ein US-Marshal in seine Stadt gekommen wäre, einen Mann erschossen, seinen Deputy verprügelt und einen Geschäftsmann der Stadt bedroht hätte.

Gewiss war ein US-Marshal durch die Ernennungsurkunde des Gouverneurs einer der höchsten Gesetzesbeamten des Staates, aber auch ihm waren Grenzen gesetzt.

So konnte ein US-Marshal innerhalb einer Stadt nur mit ausdrücklicher Billigung des örtlichen Gesetzesvertreters tätig werden. Crown kannte mehrere Fälle, in denen ein ignoriertes Stadtmarshal einen US-Marshal deswegen kurzerhand hinter Gitter sperrte.

»Walton hat mir gesagt, wo ich Sie finden kann, nachdem Sie ihm seinen Müll abgenommen haben.«

Crown deutete auf die Dosen.

»Warum nicht? Das Zeug hat nichts gekostet und erfüllt seinen Zweck.«

»Ich habe Sie beobachtet, Sie sind ziemlich schnell.«

»Das ist relativ. Ich kenne Männer, die sind schneller als

ich. Hardin zum Beispiel oder Thompson.«

»Mag sein, aber das sind keine Vertreter des Gesetzes.«

Crown verzog den Mund.

»Ich glaube kaum, dass Sie an diesem Morgen extra hier herausgeritten sind, um sich mit mir über meine Revolver-schnelligkeit zu unterhalten. Also – was wollen Sie?«

Parker verzog sein Gesicht zu einem freudlosen Grinsen.

»Ich wollte Ihnen nur mitteilen, dass Sie Ihre Zelte in Ta-scosa abbrechen können.«

»Wie meinen Sie das?«

Das Grinsen in Parkers Gesicht wurde noch um eine Spur breiter, als er dem US-Marshal antwortete: »Sie sind doch auf der Suche nach diesen Kanes.«

Crown zuckte bei der Erwähnung des Namens wie von einem Peitschenhieb getroffen zusammen.

»Was ist mit ihnen?«

»Ich habe vorhin ein Telegramm von einem meiner Kollegen erhalten. Demnach haben vorgestern fünf Männer, auf die ihre Beschreibung passt, in der Nähe von Middle Water, das ist knapp hundert Meilen von hier, eine Farm überfallen.«

*

Seit Stunden schon tobte ein eiskalter Nordwester über das Land.

Der Sturm hatte Crown mitten auf dem Überlandtrail überrascht und peitschte ihn jetzt regelrecht auf die kleine Postkutschenstation zu, die sich unweit von Middle Water im Windschatten einer Hügelgruppe duckte.

Der Wind heulte, stieß und zerrte an Jims Kleidern und

raubte ihm fast den Atem. Er saß weit nach vorne gebeugt im Sattel. Obwohl er den Hut tief in die Stirn gezogen hatte, vermochte er dem Schneesturm nicht auszuweichen.

Das Pferd kam nur langsam voran.

Seine Hufe schlitterten immer wieder über den gefrorenen Boden, der heimtückischerweise auch noch handbreit hoch mit Schnee bedeckt war. Crown wusste, dass er von Glück sagen konnte, dass es noch nicht gestürzt war und sie sich beide, Pferd und Reiter, bisher noch nichts gebrochen hatten.

Er war deshalb mehr als nur erleichtert, als sich vor ihm unvermittelt die Schatten der Postkutschenstation aus der dichten, umherwirbelnden Wand aus Schneeflocken herauschälten. Crown klopfte seinem Reittier aufmunternd auf den Hals und lenkte es auf das Anwesen zu.

Vor einem der beiden Schuppen stieg er aus dem Sattel, es war der Pferdestall.

Zielstrebig führte er sein Pferd in eine der leer stehenden Boxen, versorgte es und ging dann mit den Satteltaschen über den Schultern und seinem Gewehr in den Händen zum Haupthaus der Station hinüber. Es kostete ihn einige Mühe, die Tür gegen den Wind zu öffnen, der inzwischen wie entfesselt um das Anwesen strich.

Obwohl er die Tür danach sofort wieder verschloss, dauerte es einige Sekunden, bis das Orgeln und Brausen des Sturms in seinen Ohren verklungen war. Crown legte seine Satteltaschen auf einem Stuhl ab, lehnte sein Gewehr dagegen und ging auf den rot glühenden Kanonenofen zu, der in der Mitte des Aufenthaltsraums stand. Während er seine Winterjacke aufknöpfte und von einem Bein aufs andere stampfte, um seine Füße wieder zu erwärmen, sah er sich

wachsam um.

Der Raum, in dem sich die Passagiere aufhalten konnten, bis die Kutsche weiterfuhr, war ein lang gezogenes Rechteck, in das man drei Tische und ein Dutzend Stühle um den Ofen herum gruppiert hatte. An der Nordwand gab es eine kleine Theke, auf der einige zerfledderte Zeitungen und Magazine lagen, und auf der gegenüberliegenden Seite eine große Schiefertafel, auf der in ungelassenen Buchstaben geschrieben stand, was man zum Essen oder Trinken bestellen konnte.

Die Theke war aus denselben ungehobelten Brettern zusammengenagelt, aus denen auch die Möbel bestanden. Ansonsten gab es hier nur nackte, kahle Adobelehmwände und einen mit Sägemehl bestreuten Fußboden aus krummen, ausgetretenen Holzdielen.

Es roch nach verschüttetem Fusel und kaltem Tabakrauch.

Alles wirkte irgendwie einfach und primitiv, dennoch war die Station überraschend gut besucht. Zwei der Tische waren mit einem halben Dutzend Männer besetzt, während am dritten, der etwas abseits stand, zwei Frauen saßen, wie sie unterschiedlicher nicht hätten sein können. Die ältere von ihnen war eine äußerst reizvolle Erscheinung mit jadegrünen Augen und rotblondem Haar, das ihren Kopf wie eine Löwenmähne umwallte. Ihr Gesicht war vielleicht etwas zu breit und zu unregelmäßig geschnitten, um sie perfekt aussehen zu lassen, dennoch war sie von einer herben Schönheit, die nicht nur Crown in den Bann zog. Die andere Frau war eine Mexikanerin. Ein junges Ding, kaum zwanzig, mit olivbrauner Haut und dunklen, blauschwarz glänzenden Haaren.

Trotz aller Unterschiede in Alter und Aussehen hatten die

Frauen eines gemeinsam: Sie hatten beide Angst, höllische Angst!

Crown sah sie in ihren Augen, ihren Gesten und ihren zuckenden Mundwinkeln.

Erst jetzt wurde er sich der seltsamen Blicke bewusst, mit denen ihn die anderen Männer musterten. Instinktiv schlug er seine schwere Mackinaw-Jacke zurück und legte die Hand auf die Gürtelschnalle seines nun deutlich sichtbaren Waffengurts.

Eine seltsame Spannung lag plötzlich in der Luft.

Er kannte weder die Männer noch die Frauen, trotzdem wusste er, dass es Schwierigkeiten geben würde. Seine Befürchtungen bestätigten sich im gleichen Moment, in dem ihn einer der Männer ansprach. Der Kerl, ein weizenblonder Bursche mit mehr Sommersprossen im Gesicht, als es in Texas Einwohner gab, musterte ihn geradezu provozierend und verzog seine schmalen Lippen zu einem abfälligen Grinsen.

Er war kaum halb so alt wie Jim.

»Ich denke mal, das reicht. Du hast dich jetzt lange genug aufgewärmt. Also schleich dich wieder, du störst!«

»Warum?«

Jeden anderen Mann hätte der Unterton in seiner Stimme aufhorchen lassen, aber nicht so den Weizenblonden.

»Das hier ist eine Postkutschenstation. Hier kann jeder Reisende ein- und ausgehen, wie er will.«

Der andere sprang so ungestüm auf, dass sein Stuhl hinter ihm polternd zu Boden fiel.

»Alter, ich sag das nicht noch einmal, also verschwinde jetzt!«

Crown hielt seinen Revolver bereits in den Händen, noch

bevor es in der Schulter des Mannes verdächtig zu zucken begann.

Das dumpfe Brüllen seines Army-Colts hallte wie Kanonendonner durch den Raum.

Die Wucht des einschlagenden Geschosses warf den anderen rücklings auf den Tisch, der unter dem Aufprall krachend auseinanderfiel.

Crown schwenkte den Revolver herum und feuerte erneut.

Diesmal traf seine Kugel die Whiskyflasche, die einer der Kerle am Nachbartisch in den Händen hielt. Es knallte, klirrte und splitterte. Der Mann starrte fassungslos auf den kümmerlichen Rest der Schnapspulve in seiner Hand, während ihm Blut über das Gesicht lief. Einer der umherfliegenden Splitter hatte ihm die Wange aufgerissen.

»Sonst noch jemand, der es mit mir versuchen will?«

Die anderen schüttelten erschrocken die Köpfe und reckten die Hände stumm in die Höhe.

»Fahr zur Hölle, du Bastard!« Die Stimme des Mannes, den den Hals der zerschossenen Flasche immer noch krampfhaft umschlossen hielt, klang weinerlich. Sie erinnerte Crown irgendwie an die eines trotzigen Jungen, der seiner Mutter widersprach, obwohl er wusste, dass es sinnlos war.

»Mach ich, aber erst nach euch«, entgegnete Jim kalt.

»Du kannst uns nicht alle erschießen.«

»Warum nicht?« Crown nahm den Revolver herum und deutete mit dem Lauf auf sein Gewehr, das immer noch neben ihm an einem Stuhl lehnte. »In diesem Magazin befinden sich zwölf Patronen, in meinem Revolver noch vier. Ihr seid aber nur zu sechst und einer von euch ist verletzt. Man muss kein Rechenkünstler sein, um zu wissen, wie viele Kugeln mir noch zum Spielen übrig bleiben, wenn ich mit euch

fertig bin.«

»Du bist ein Arschloch!«

Crown lächelte träge. »Mag sein, aber im Gegensatz zu euch stehen meine Chancen, den Abend noch zu erleben, deutlich besser.«

»Den Teufel wirst du! Auch wenn du Jesse niedergeschossen hast, hier stehen immer noch fünf Colts gegen einen.«

»Gegen zwei!«

Wie auf einen stummen Befehl hin ruckten die Köpfe der Männer beinahe gleichzeitig herum. Ihre Augen wurden so groß wie Spiegeleier, während Jim Mühe hatte, ein Lachen zu unterdrücken. Die Person, die diese beiden Worte von sich gegeben hatte, war niemand anderes als die Rotblonde.

Sie war in der Zwischenzeit unbemerkt aufgestanden.

Jetzt hielt sie einen doppeläufigen Derringer in den Händen, dessen vernickelter Lauf zwischen den Männern hin und her wanderte. Sie musste ihn in irgendeiner Tasche ihres Reisekostüms versteckt haben, dachte Jim noch, als die Frau knackend den Abzug spannte. Das Geräusch klang überlaut durch die Stille, die seit ihren letzten Worten in dem kleinen Aufenthaltsraum der Station herrschte.

»Waffen weg!«

Ein ungläubiges Raunen ging durch die Reihen der fünf Kerle. Lediglich ihr Partner, also jener Weizenblonde, den Jim niedergeschossen hatte, schwieg.

Er war inzwischen bewusstlos geworden.

»Ich denke, es ist besser für euch, wenn ihr macht, was sie sagt«, ließ Jim die Männer wissen, während er der Frau aufmunternd zunickte.

Er hatte sie lange genug beobachtet, um zu wissen, dass sie ohne zu zögern von der Waffe Gebrauch machen würde.

Der schmallippige Mund verriet, ebenso wie das energisch vorgeschobene Kinn und die blitzenden Augen, eine für eine Frau ungewöhnliche Härte und Zielstrebigkeit. Obwohl sie höchstens Mitte dreißig war, hatten sich schon einige harte Züge in ihre Mundwinkel gegraben. Der Ernst des Lebens war nicht spurlos an ihr vorübergegangen. Sie hatte gewiss schon eine rauchige Fährte hinter sich. Ihrem Aussehen und ihrer Kleidung nach – das Reisekostüm war zwar einfach aber dennoch raffiniert genug geschnitten, um ihre Formen beinahe vollendet zur Geltung zu bringen – schätzte sie Jim als Spielerin oder Saloonbesitzerin ein oder als eine Frau, die ihren Lebensunterhalt damit verdiente, auf Affären mit wohlhabenden Männern einzugehen.

Jedenfalls war ihr nichts fremd und sie wusste genau, was sie tat.

Darum war Jim auch nicht erstaunt, dass sie nun zielstrebig auf den Mann zuging, den er niedergeschossen hatte, und seinen Colt an sich nahm. Danach wechselte sie den Derringer in die Linke und richtete beide Waffen auf die Männer.

Der Tonfall, der in ihrer Stimme mitschwang, als sie die Männer ansprach, war hart und spröde.

»Ihr habt gehört, was er gesagt hat! Also los, Waffen weg. Am besten schmeißt ihr sie in das Spülbecken da hinter der Theke.«

Als jemand lachte, drückte sie ab.

Der Knall des Derringers ging fast im Gebrüll der Männer unter. Die Kugel der kleinkalibrigen Waffe traf einen von ihnen in den Oberarm. Der Aufprall schleuderte den Getroffenen vom Stuhl direkt in die Arme seines Sitznachbars. Blut floss über seinen Ärmel.

»Aufhören«, kreischte die junge Mexikanerin. »Sofort aufhören!«

Der Blick, mit dem sie die Rotblonde dabei musterte, war eine Mischung aus Entsetzen, Abscheu und Unglauben.

»Legen Sie um Gottes willen endlich diese schrecklichen Waffen ab.«

»Und wenn nicht?«

»Dann sind Sie nicht besser als diese betrunkenen Bur-schen.«

Die Frau schüttelte betroffen den Kopf. »Wenn du das von mir denkst, tust du mir leid. Ich glaube, du weißt gar nicht, dass du soeben der Hölle entkommen bist.«

»Von was reden Sie da? Diese Männer hätten zwar die Zeche geprellt, aber danach wären sie weiter geritten. Das hätten mein Vater und ich verschmerzen können.«

»Das glaubst auch nur du, Mädchen. Von wegen weiter geritten, hast du nicht das Funkeln in ihren Augen gesehen? Bist du eigentlich so naiv oder tust du nur so? Sie hätten nicht nur die Zeche geprellt, diese jungen Wölfe hätten uns spätestens zum Mittag die Kleider vom Leib gerissen und uns solange besprungen, bis unsere Pussys noch ein halbes Jahr danach wie Feuer gebrannt hätten.«

»Nein«, stammelte die Mexikanerin entsetzt. »Das ... das ist nicht wahr.«

»Oh doch«, sagte die Rotblonde emotionslos. »Vielleicht hätten sie uns danach sogar auch umgebracht. Ich glaube, du hast noch nie erlebt, wenn der Schnaps solche Kerle in wilde Tiere verwandelt. Ich schon, und glaube mir, es war alles andere als schön. Ich bin fast daran zerbrochen.«

»Hören Sie auf!«

Mit einem lauten Aufschluchzen vergrub die Mexikanerin

ihr Gesicht in beide Hände.

Die Rotblonde machte ein nachdenkliches Gesicht und sah zu Jim herüber. Nachdem sie offensichtlich erkannt hatte, dass er die Situation im Griff hatte, steckte sie den Derringer in eine Tasche ihres Reisekostüms und wandte sich wieder der Mexikanerin zu.

»Ich denke, du gehst jetzt am besten zu deinem Vater und kümmerst dich um ihn. Er braucht dich, nachdem ihn die Dreckskerle in die Küche geschleift und dort zusammengeschnitten haben.«

Im Gegensatz zu vorhin klang ihre Stimme jetzt weich, fast wie die einer besorgten Mutter.

*

Es hatte aufgehört zu schneien.

»Gott sei Dank«, sagte die Frau, während Jim die Tür des Geräteschuppens verriegelte und das Vorhängeschloss einschnappen ließ, mit dem der Stationer normalerweise jene Truhe in seinem Schlafzimmer verschlossen hielt, in der er Geld und wichtige Dokumente aufbewahrte.

»Jetzt ist es wirklich vorbei.«

Die Rotblonde wirkte sichtlich erleichtert. »Ich glaube kaum, dass diese Dreckskerle ohne Schlüssel da jemals wieder rauskommen.«

»Das glaube ich auch nicht«, pflichtete ihr Jim bei, indes er sie erneut betrachtete. »Ich habe sie schließlich nicht umsonst vorher den ganzen Schuppen leer räumen lassen.«

Dabei wurde ihm schlagartig bewusst, dass ihn die Frau genauso lange und ausgiebig gemustert hatte wie er sie.

»Sie sagen ja gar nichts dazu, dass drei von ihnen verletzt

sind ...«

»Soll ich etwa Mitleid mit ihnen haben? Ich glaube kaum, dass sie für uns Mitleid empfunden hätten, wenn sie über uns hergefallen wären.«

Jim musste ihr zustimmen.

Es hatte den Anschein, als wären sie von der gleichen, speziellen Art.

Wie Wolf und Wölfin.

»Ich kann zwar eins und eins zusammenzählen, aber ich wäre Ihnen trotzdem verbunden, wenn Sie mir die Sache noch einmal aus ihrer Sicht erklären könnten.«

Die Frau lächelte. »Gerne, aber da gibt es nicht viel zu erzählen. Ich bin heute Morgen selber erst hier angekommen und wollte eigentlich mit der Mittagskutsche weiter nach Süden. Aber leider hatte das Wetter etwas dagegen. Wir, also Pablo, der Stationer, und seine Tochter saßen gerade beim Kaffee, als diese Kerle hereinkamen. Sechs junge Cowboys, die zum ersten Mal in ihrem Leben die Futterstrecke abreiten mussten, weil sie ihr Rancher in die Winterarbeitslosigkeit geschickt hatte. Ich wusste sofort, dass es Ärger geben würde. Die Wut in ihren Gesichtern darüber war nicht zu übersehen.«

»Und dann?«, fragte Jim, obwohl er ahnte, was nun kommen würde.

»Dann machte Pablo seinen ersten Fehler. Er schenkte ihnen Schnaps aus, obwohl ihm klar sein musste, dass sie diesen nie bezahlen konnten. Außerdem waren sie ausgehungert und hatten seit Tagen nichts im Magen. Die Wirkung von seinem Selbstgebrannten ließ dann auch nicht lange auf sich warten. Zuerst wurden die Burschen nur übermütig, aber dann schickte Pablo seine Tochter zum Bedienen nach

vorne, statt sie in der Küche zu lassen. Er hätte es besser wissen sollen ... sechs angetrunkene junge Kerle, zwei schutzlose Frauen und eine durch das Unwetter von der Außenwelt abgeschnittene Station. Egal, es war jedenfalls sein letzter Fehler. Sie schlugen ihn halb tot und warfen ihn in die Küche, nachdem er dazwischenfuhr, als sie dem Mädchen an die Wäsche gehen wollten. Der Rest ist schnell erzählt. Als sie die Station betraten, waren die Männer gerade dabei auszuwürfeln, wer von uns beiden Frauen als Erste an die Reihe kommen sollte.«

»Trotzdem wirkten Sie sehr gelassen«, sagte Jim.

»Was hätte ich denn tun sollen? Ich hätte es doch sowieso nicht ändern können. Dazu bin ich zu sehr Realist, außerdem kenne ich eure Sorte zur Genüge. Ich verdiene mein Geld nämlich damit, ältere und vor allem wohlhabende Männer zu beglücken. Und soll ich Ihnen was sagen? Manche dieser feinen Herren benehmen sich dabei oft nicht besser als diese wilden Burschen. Außerdem habe ich für solche Fälle immer noch meinen Derringer parat. Ich heiße übrigens Mary Ann, Mary Ann Baker.« Die Frau lachte ihn breit an, indessen sie ihm ihre Rechte entgegenstreckte. »Ich hoffe, ich habe Sie mit meiner Offenheit nicht schockiert?«

Jim verneinte und ergriff ihre dargebotene Rechte. »Keine Sorge, als US-Marshal bin ich einiges gewohnt.«

»Oha«, sagte die Frau und umklammerte Jims Hand einige Sekunden länger, als es unbedingt nötig gewesen wäre. »Ein Sternträger, so etwas hatte ich bisher noch nicht in meiner Sammlung.«

Jim schluckte.

Die gnadenlose Offenheit der Frau ließ ihn erröten wie einen Schuljungen.

»Was ... was wollen Sie damit sagen?«

Mary Ann blickte ihn geradeheraus an. »Dass ich Männer wie dich zum Fressen gerne habe.«

»Ich sag da jetzt mal nichts dazu.«

»Warum? Bist du jetzt schockiert, weil dich eine Frau gefragt hat, ob du mit ihr ... Sorry, aber die Zeiten, in denen ich aus meinem Herzen eine Mördergrube gemacht habe, sind vorbei. Ich sage inzwischen, was ich denke.«

Das Schweigen danach dauerte scheinbar endlos. Jim versuchte seine Gedanken zu ordnen, aber irgendwie schien es ihm nicht zu gelingen. Die Frau war reizvoll, überaus reizvoll, aber die Erinnerungen an Linda noch zu frisch.

»Wir reden später darüber.« Seine Stimme klang spröde.

Mary Ann nickte, es war, als schien sie sein dunkles Geheimnis zu ahnen.

Trotzdem kam sie heran, stellte sich auf die Zehenspitzen und küsste Jim zärtlich auf die Wange.

»Für was war das jetzt?«

Die Frau verzog die Lippen, bis Jim ihre weißen, ebenmäßig geformten Zähne sehen konnte.

»Dafür, dass du mir meinen Arsch gerettet hast.«

*

»Was hast du jetzt vor?«, fragte Crown.

Er stand neben Mary Ann Baker auf dem verschneiten Vorhof der Station und beobachtete gemeinsam mit ihr die Ankunft der Mittagskutsche.

Die Frau wandte langsam den Kopf. Tiefe Nachdenklichkeit überschattete ihr Gesicht.

»Keine Ahnung«, entgegnete sie. »Wahrscheinlich werde

ich bis Childress fahren. Wie ich gehört habe, soll dort seit dem Anschluss an die Eisenbahn einiges zu verdienen sein. Ich werde auf jeden Fall ein paar Tage in der Stadt bleiben. Und du?«

Jim zuckte entschuldigend mit den Schultern. »Ich werde den Kutscher bitten, den nächsten Sheriff darüber zu informieren, dass er hier ein Rudel halbwilder Rabauken abholen soll, und danach muss ich weiter nach Fort Elliott. Leider, aber ich muss nun mal tun, was mein Boss von mir verlangt. Jobs wie der meine sind für Männer in meinem Alter nun mal ziemlich rar gesät.«

»Schade«, entgegnete Mary Ann. »Was meinst du, sehen wir uns trotzdem einmal wieder? Du bist jederzeit von mir zu einem Match zwischen den Laken eingeladen.«

»Wer weiß«, sagte Crown. Was er sonst noch sagen wollte, ging im Lärm der herannahenden Stagecoach unter.

Als das Gespann im Vorhof der Station zum Halten kam, wandte sich Jim ab. Der Kutscher kümmerte sich um Mary Ann und ihr Gepäck, sein Begleitmann und Pablo wechselten das Gespann und seine Tochter verteilte Kaffee und belegte Brote.

Danach schüttelten sich alle die Hände.

Jim, dem solche Abschiedsszenarien schon immer zuwider waren, ging in den Stall und sattelte sein Pferd. Er war gerade dabei, den Sattelgurt zurechtzuziehen, als hinter ihm die Stalltür geöffnet wurde.

Langsam drehte sich der Marshal um. Seine Rechte lag dabei wie zufällig auf dem Griff seines Army-Colts.

»Du?«, sagte er erstaunt, als er erkannt hatte, wer da in den Stall gekommen war. »Was willst du denn hier?«, fragte er deutlich schroffer, als er es eigentlich wollte.

Mary Ann hob abwehrend die Hände. »Keine Angst, ich bin nicht hergekommen, um dir eine Szene zu machen, weil du mein Angebot ausgeschlagen hast, mit mir zu schlafen. Ich will dich lediglich warnen.«

Crown kannte die Frau erst seit wenigen Stunden, trotzdem ließ ihn der Tonfall ihrer Stimme aufhorchen.

»Warnen? Wovor?«

»Du hast vorhin, als wir auf die Kutsche gewartet haben, erwähnt, dass du auf der Suche nach einer Mörderfamilie mit dem Namen Kane bist.«

»Und?«, erwiderte Jim, während er spürte, wie sich langsam seine Nackenhaare aufrichteten.

»Der Kutscher hat mich gerade gefragt, wohin ich will. Als ich sagte nach Childress, hat er erleichtert gelacht. In Ballam, das ist die nächste Station, gibt es anscheinend ein paar Männer, die sich dort benehmen wie die Schweine. Er würde dort nur ungern Rast machen.«

»Und wieso erzählst du mir das?«, fragte Crown, obwohl er die Antwort bereits zu kennen glaubte.

»Die Männer dort heißen angeblich alle Kane. Wilbur, Howard, Tom, Frank und Bob Kane. Kennst du Sie?«

*

Ballam war mit Abstand das mieseste und dreckigste Kaff, das Jim Crown jemals gesehen hatte. Ein Dutzend jämmerlicher Holzhöhlen, vier löchrige Armeezelte und drei windschiefe Adobelehmbauten, mehr war da nicht.

Die einzige Straße war ein ausgefahrener Karrenweg, der stellenweise handhoch mit Pferdescheiße bedeckt war, und außer Kakteen und verfrorenen Dornensträuchern schien

hier nichts zu wachsen. Wahrscheinlich wusste nur der liebe Gott, warum sich die Bewohner von Ballam ausgerechnet hier niedergelassen hatten. Am Saloon, dem größten Gebäude der ganzen Siedlung, konnte es schlecht liegen. Es gab hier weder einen Laden noch eine Kirche oder eine Bank.

Der Himmel hatte sich bewölkt, als Jim Crown von Norden heranritt.

Eine düstere Wolkenfront hatte den Horizont verdunkelt. Es roch nach Schnee. Der Marshal ritt mit Absicht am Saloon vorbei. Er wollte sich erst einen Überblick über die Örtlichkeiten verschaffen, bevor er sich den Leuten präsentierte. Eine Angewohnheit, die ihm in den langen Jahren als Town Marshal von Rath City in Fleisch und Blut übergegangen war.

Wie gut es war, an bestimmten Prinzipien festzuhalten, wurde Jim erneut bewusst, als er die vorletzte Hütte am nördlichen Ende der Siedlung erreicht hatte. Die Bauart des Bretterverschlags und der angrenzende Corral mit dem großen Wassertrog ließen darauf schließen, dass sich hier der Mietstall befand.

Crown ritt bis zu der Hütte und stieg ab.

Da die große Eingangstür sperrangelweit offen stand, trat er einfach ohne anzuklopfen ein.

Das Innere der Hütte bestand lediglich aus einem Raum, der mit mehreren Pferdedecken unbeholfen in zwei Hälften unterteilt war. In der Hälfte rechts von ihm standen ein Regal mit vergilbten Papieren, ein Kanonenofen mit rot glühender Ofenplatte und ein zerschrammter Tisch, hinter dem ein grauhaariger Mann in einem Büffelfellmantel saß und ihn misstrauisch musterte.

»Was wollen Sie?«, fragte er düster.

»Mein Pferd unterstellen. Das hier ist doch ein Mietstall, oder?«, erwiderte Crown und rümpfte die Nase.

Auf der Ofenplatte stand eine rußgeschwärzte Kanne, deren Inhalt ständig überkochte. Der Kaffee, der eher wie Teer aussah, rann unentwegt auf den Ofen, zischte und verbreitete trotz der weit geöffneten Tür einen Gestank, der den Marshal an den Geruch von verbrannten Öllappen erinnerte.

Das Gesicht des Alten wurde noch um eine Spur düsterer.

»Mister, als Geschäftsmann sagt man so etwas normalerweise nicht zu seinen Kunden, aber wenn Sie hier in Ballam nicht den richtigen Namen haben oder gleich wieder weiter reiten, werden Sie Ihr Pferd nirgendwo mehr unterstellen können. Dann ergeht es ihnen genauso wie dem armen Teufel da nebenan.« Dabei zeigte er mit dem Daumen in die andere Hälfte des Raumes hinüber.

Erst jetzt bemerkte Crown die leblose Gestalt, die nebenan inmitten von Zaumzeug, Strohballen und Futtersäcken auf dem Boden lag.

Crown machte ein Gesicht, als hätte er Zahnschmerzen.

»Wer ist das?«

»Jonny Brown, er war hier so etwas wie das Mädchen für alles. Pferde versorgen, den Corral ausmisten, im Saloon die Spucknapfe leeren oder Feuerholz hacken. Er war zwar ein bisschen dumm im Kopf, aber sonst ein feiner Kerl. Tut mir echt leid um ihn.«

»Was ist passiert?«

Der Alte zuckte mit den Schultern. »Er hatte wie gesagt den falschen Namen. Die Bande hat ihn erschossen, nachdem er einem von ihnen ein paar Zähne ausgeschlagen hat, weil dieser die Tochter vom Salooner befummelte. Susan ist noch nicht einmal vierzehn. Jonny war zwar nicht der Hells-

te, aber er wusste wenigstens, was sich gehört.«

Crown legte den Kopf schief. Sein Pulsschlag wurde unvermittelt schneller. Das, was ihm der Grauhaarige da erzählte, erinnerte ihn stark an gewisse Ereignisse in Alamocitas, einer kleinen Mexikanersiedlung nur wenige Tagesritte von hier entfernt.

»Diese Kerle, von denen Sie da reden, heißen mit Nachnamen nicht zufällig Kane?«

Der Mann verzog das Gesicht, als hätte er den Mund voller Maden.

»Scheiße, meine Mutter hatte recht, als sie behauptete, dass mich meine Geschwätzigkeit irgendwann noch einmal ins Grab bringt.« Betreten senkte er den Kopf. »Ich glaube, es ist besser, wenn ich jetzt gar nichts mehr sage.«

»Das glaube ich nicht«, erwiderte Jim und knöpfte seine Jacke auf. Dabei ließ er den Mann kurz sein Abzeichen sehen.

Beim Anblick des Marshalsterns flogen dem Alten fast die Augen aus dem Kopf.

»Heavens!«, keuchte er und sprang hinter dem Tisch auf. »Ein Sternträger und das hier in Ballam. Dass ich das noch auf meine alten Tage erleben darf.«

»Wieso, gibt es hier in Ballam kein Gesetz?«

»Gesetz! Was ist das? Die Siedlung ist zu klein, um sich einen Town Marshal leisten zu können, zu unbedeutend, als dass sich der Countysheriff um uns kümmert, und Texas-Ranger kennen die meisten hier sowieso nur vom Hörensagen. Nein, einen Sternträger sieht man bei uns in der Gegend so oft wie ein sechsbeiniges Pferd. Kein Wunder, ist der Ort doch schon seit vier Jahren praktisch tot.«

»Wie darf ich das verstehen?«

Der Mann deutete nach draußen. »Das hier war mal ein

Büffeljägerscamp, gegründet von einem Mann namens Henry Ballam. Als die Eisenbahn verlauten ließ, hier eine Station zu errichten, hatten wir fast einhundert Einwohner. Aber dann verlief die Strecke doch über Channing und Tascosa. Der Einfluss verschiedener Geschäftsleute hatte wohl den Ausschlag gegeben. Im Nachhinein war es eigentlich klar, dass wir hier nicht gegen die Interessen zweier Städte anstinken konnten, die damals schon mehr als tausend Einwohner hatten. Jedenfalls ging der Ort danach ein wie eine Blume, der man kein Wasser gibt. Das, was jetzt noch hier lebt, ist eine Handvoll Gestrauchelter, die entweder nicht das Geld oder aber nicht mehr das Rückgrat dazu haben, von hier wegzugehen, um noch einmal irgendwo neu anzufangen. Das Einzige, was alle wollen, ist, in Ruhe und Frieden zu leben.«

»Und was ist mit Ihnen?«

»Was soll mit mir sein? Ich bin über fünfundsechzig und habe niemanden mehr, der sich um mich kümmert. Ich habe hier ein Dach über dem Kopf und das Bisschen, was ich verdiene, reicht mir zum Leben. Also – warum sollte ich weg von hier?«

»Mir wäre das hier zu öde. Hier sagen sich ja Fuchs und Hase Gute Nacht.«

Der grauhaarige Mietstallbesitzer lachte. »Kann ich mir vorstellen, aber in meinem Alter braucht man den Trouble nicht mehr so. Ich habe es gern etwas ruhiger, obwohl, wenn ab und zu Fremde durchkommen, gibt es selbst in Ballam noch wilde Nächte.«

»Fremde wie die Kanes?«

Das Gesicht des Alten wurde schlagartig ernst. »Diese Schweine! Wenn ich nur ein paar Jahre jünger wäre, ich würde ...«

»Was würdest du, Jasper?«

Die beiden Männer blickten überrascht zur Tür.

Der Mann, der dort auf der Schwelle stand und sie feindselig anstarrte, war niemand anderes als Frank Kane. Crown kannte sein Gesicht zur Genüge, und das nicht nur aus der Kirche. Sein Steckbrief zierte inzwischen fast jedes Sheriffs-Office westlich des Red Rivers.

*

Jasper Franklin, der Mietstallbesitzer, hielt den Atem an.

Seine Lippen zuckten. Sein Adamsapfel hüpfte nervös auf und ab. Als er antwortete, kam nur ein Krächzen aus seinem Mund.

»Nichts, Mister Kane, nichts.«

»Lüg mich nicht an, du alter Sack. Ich habe doch genau gehört, wie du uns als Schweine bezeichnet hast.«

Crown drehte sich halb herum.

»Wieso regst du dich darüber so auf, Frank? Wo er recht hat, hat er recht. Ihr Kanes seid doch alle Schweine!«

Frank zuckte zusammen, als hätte man ihm ins Gesicht gespuckt. Als er seinen Blick auf den Marshal heftete, lag pure Mordlust in seinen Augen.

»Was bist du denn für ein Arschloch? Dich habe ich hier ja noch nie gesehen.«

»Hier nicht, aber in Rath City.«

Kane verharrte.

»Wo?«

Jim Crown blickte starr in das Gesicht des Banditen.

»Seltsam, ich wusste gar nicht, dass du unter Gedächtnisverlust leidest, Frank.«

Kane zögerte.

»Was redest du da für einen Scheiß? Und überhaupt ... woher zum Teufel kennst du meinen Namen?«

»Dabei ist es doch kaum ein halbes Jahr her, als wir uns das erste Mal gesehen haben«, erwiderte Jim, ohne auf die Fragen von Kane einzugehen. »Erinnerst du dich nicht mehr, damals in der Kirche? Ich war gerade dabei zu heiraten, als ihr meine Frau erschossen habt!«

»Crown!«, keuchte der Bandit. Er zitterte plötzlich. »Du bist Jim Crown!«

Bevor der Marshal reagieren konnte, drehte sich Kane auf dem Absatz um und lief schreiend auf die Straße. Aber statt in Deckung zu gehen, hetzte er in weiten Sätzen auf den Saloon zu.

Du Schwein, durchzuckte es Crown. Du weißt ganz genau, dass mir der Stern verbietet, dir in den Rücken zu schießen.

Dann hörte er Frank auch schon brüllen.

»William, Bob, Howard, wo seid ihr? Meldet euch, verdammt noch mal! Crown ist in der Stadt. Habt ihr gehört? Crown ist hier! Er steckt im Mietstall!«

Einen Moment lang hatte es den Anschein, als ob alle Geräusche in Ballam verstummt waren, aber nur einen Moment. Dann hallte vom Saloon her das wilde Fluchen der anderen Kanes über die Straße und das ehemalige Büffeljägercamp verwandelte sich binnen eines Lidschlags in ein einziges Inferno aus brüllenden Männern und krachenden Schüssen.

Kugeln pflügten durch den Schnee- und Schlammboden der Straße.

Eine von ihnen hämmerte in den Türrahmen des Mietstallgebäudes. Crown ließ sich fallen. Keinen Moment zu spät. Er lag kaum am Boden, als auch schon eine weitere Kugel

heranzischte und sengend heiß über ihn hinweg strich. Trotz der Kälte glitzerten Schweißperlen auf seiner Stirn. Crown hielt seinen Army-Colt in der Faust. Er schoss, sprang auf, hastete zum Wassertrog neben dem Corral, schoss erneut und ließ sich wieder fallen. In der Enge von Franklins Hütte war er sich wie in einer Mausefalle vorgekommen.

Inzwischen hatten sich einige Haustüren geöffnet und aus den Fenstern blickten Menschen. Als er in ihre Richtung starrte, zogen sie sich sofort wieder zurück. Jim wurde klar, dass er von ihnen keine Hilfe zu erwarten hatte.

Wütend zielte er deshalb auf den Saloon, in dem Frank untermessen verschwunden war. Als er dabei hinter einem der Fenster die Umrisse einer Gestalt ausmachen konnte, drückte er eiskalt ab. Die Gestalt begann zu torkeln. Jemand brüllte und das Schießen verstummte.

Crown nickte zufrieden, wischte sich den Schweiß von der Stirn und füllte neue Patronen in die Kammern seines Army-Colts. Dabei bemerkte er, wie ihm Franklin nebenan aus einem Fenster zuwinkte.

»Verdammt Marshal, endlich mal jemand, der es diesem Gesindel zeigt. Wenn du kein Kerl wärst, würde ich dich jetzt glatt dafür küssen.«

Crown schmunzelte, bis er die Schrotflinte in den Händen des Mietstallbesitzers sah.

Sofort wurde er wieder ernst.

»Bist du verrückt geworden, Jasper? Nimm sofort das Gewehr runter. Wenn dich die Kanes mit diesem alten Schießprügel sehen, werden sie versuchen, auch dich zu töten.«

Franklin lachte wild. »Den Teufel werde ich tun. Jetzt, wo wir die Chance haben, dass hier wieder Recht und Gesetz gelten, werde ich doch nicht den Schwanz einziehen. Sobald

es sich herumgesprachen hat, dass wir die Kanes zum Teufel gejagt haben, werden sich alle anderen Halunken des Countys zweimal überlegen, ob sich ein Abstecher zu uns noch lohnt. Glaub mir, wenn erst das Gesindel fernbleibt, kann selbst aus einem Kaff wie Ballam wieder ein Ort werden, an dem es sich lohnt zu leben. Also sag schon, wie kann ich dir helfen?«

Jim kannte den Mietstallbesitzer erst seit einigen Stunden, trotzdem hatte er aus den wenigen Worten ihrer kurzen Unterhaltung deutlich herausgehört, dass sich Franklin und die anderen Menschen im Ort nichts Sehnlicheres wünschten, als hier den Rest ihrer Tage in Ruhe und Frieden zu verbringen.

An ihm sollte es nicht liegen.

Crown nickte grimmig. »Also gut, du verdammter Narr. Dann gib mir Feuerschutz, bis ich über der Straße bin. Kannst du das mit deiner alten Knarre?«

Jasper lachte hell auf. »Von wegen alt. Meine gute Betsy ist noch aus richtigem Stahl und Eisen gebaut. Mit der habe ich anno 62 bei Perrysville sogar Sheridan und seinen Blauröcken das Laufen beigebracht. Das Ding ist keine Knarre, Betsy ist eine Kanone.«

»Dann zeig mal, was sie kann!«, sagte Crown und stürmte – den Colt in der Faust – vorwärts.

Jim hatte etwa die Hälfte des Weges bis zum Saloon zurückgelegt, als hinter ihm die Welt zu explodieren schien.

*

Jasper hatte nicht zu viel versprochen.

Das Geräusch, das erklang, als er beide Läufe abfeuerte, er-

innerte Jim an den Kanonendonner der letzten Bürgerkriegsschlacht, an der er teilgenommen hatte, wobei er sich eingestehen musste, dass es damals bedeutend leiser zugegangen war. Dann fauchte eine wahre Lohe aus Feuer und Blei an ihm vorbei, und als sich der Pulverdampf verzogen hatte, war der Saloon im wahrsten Sinn des Wortes sturmreif geschossen.

Von den beiden Fenstern neben der Eingangstür existierten nur noch ein paar gezackte Glasscherben, die im Rahmen steckten, in der Tür selber war ein Loch, das groß genug war, um mit einem Pferd durchzureiten, und der Putz der Außenwand war auf einer Länge von fast drei Schritten nicht mehr existent.

Die Wirkung schien so fatal zu sein, dass Crown unbeheligt den Saloon erreichte. Dort angekommen brachte er sich mit einem Satz an die Hauswand zwischen der Eingangstür und einem der Fenster. Im selben Moment war hinter dem Haus Hufschlag zu hören. Sofort stürmte der Marshal in den Saloon.

Aber es war zu spät.

Als er den Schankraum durchquert hatte und durch eine schmale Seitentür neben der Theke in den Hinterhof trat, konnte er nur noch zusehen, wie die Kanes mitsamt ihren Pferden auf einer nahen Hügelkette seinen Blicken entchwanden.

Eine Verfolgung war sinnlos.

Die Tiere der Banditen waren frisch und ausgeruht, während seinem Braunen noch ein Achtstundenritt in den Knochen steckte. Sein nächster Gedanke, eines der Pferde in Ballam zu beschlagnahmen, verschwand genauso schnell, wie er gekommen war, als er sich die Bilder der abgehalfter-

ten Schindmähren ins Gedächtnis rief, die er seit seiner Ankunft gesehen hatte. Das Einzige, was seine Enttäuschung etwas milderte, war die Tatsache, dass diese Mördersippe genau jenen Weg eingeschlagen hatte, an dessen Ende sich die Palisaden von Fort Elliott befanden.

Also dorthin, wo ihn sein erster Auftrag als US-Marshal erwartete.

ENDE

Mit weit aufgerissenen Augen, in denen sich Entsetzen und Erregung gleichermaßen widerspiegelten, beobachtete Susan Carter den Todeskampf des Mannes. Ein geheimnisvolles Lächeln umspielte ihre vollen Lippen, als sie langsam, ja beinahe behutsam ein Küchenmesser aus einer Falte ihres Kleids hervorzauberte und sich über David Wilson beugte. Das Letzte, was der Mann danach noch erkennen konnte, war eine junge Frau, die sich genüsslich mit der Zunge über die Lippen leckte, während sie ihre Linke in sein blutnasses Haar krallte, seinen Kopf in den Nacken zog und ihm mit einer schnellen Bewegung die Kehle durchschnitt ...

Neugierig geworden?

Dann unbedingt in Marshal Crown Band 27 reinlesen.

Der Todesengel vom Wichita River

Demnächst hier im Geisterspiegel